Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8303.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 560. **Montag** den 3. November 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 3. November.

Die zollpolitischen Verständigungsversuche.

Wenn der im allgemeinen zutreffende Satz, daß über Verständigungsversuche um so weniger in die Oeffentlichkeit dringe, je aussichtsvoller sie seien, auch für die jetzt schwebenden Versuche zu einer Verständigung über die Zollfragen gilt, so steht ein Erfolg dieser Bemühungen in Aussicht. Denn in der Presse begegnet man nur ganz vereinzelten Auslassungen über die Vorgänge hinter den Coulissen. Eine dieser Auslassungen ist deshalb besonders interessant, weil sie von der demokratischen „Berl. Volks-Ztg." ausgeht und die Angst dieses Blattes vor dem Zustandekommen des „Brot- und Fleischverteuerungstarifs" deutlich verrät. Die „Volks-Z." erörtert nämlich den Plan, nach der Beendigung der zweiten Lesung des Tarifgesetzes nicht alsbald zu der des Zolltarifs zu schreiten, sondern sofort die dritte Lesung des Tarifgesetzes folgen zu lassen, um so die Mehrheit in die Lage zu versetzen, in absehbarer Zeit über soeben gefaßten unannehmbaren Beschlüsse betreffs der Getreide- und Vieh-Minimalzölle zurückzunehmen, den Tarif selbst dann mittels Zusammenfassung ganzer Abschnitte bei der Beratung und womöglich auch bei der Abstimmung in möglichst kurzer Zeit durchzudrücken. Ueber diesen Plan kommt das demokratische Blatt zu folgendem Schlusse:

„Zunächst werden mit der zweiten Lesung des Zolltarifgesetzes noch einige Wochen ins Land gehen. Dann wird es eine langwierige und heiße Geschäftsordnungsdebatte geben über die Vornahme der dritten Lesung, und auch diese dritte Lesung selbst wird einige Zeit in Anspruch nehmen, wenn die Linke in berechtigter Notwehr von allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Geschäftsordnung rücksichtslosen Gebrauch macht. Diese Mittel muß sie auch gegen den unerhörten Plan der Zusammenfassung ganzer Abschnitte des Zolltarifs ins Feld führen. Für den Kampf, der sich solchergestalt den Zollgegnern aufdrängt, stehen aber, gut gerechnet, nur noch fünf Wochen zur Verfügung, da der Reichstag Mitte Dezember in die Weihnachtsferien geht und vorher noch die erste Beratung des Reichshaushaltsetats erledigen soll, dessen Verabschiedung ihn nach seinem Wiedereintritt von Anfang Januar u. J. bis zur Osterpause vermutlich beschäftigen wird. Bis zum 15. Juni ist dann nur noch eine kurze Spanne Zeit. Die Gefahr eines Zustandekommens des Brot- und Fleischverteuerungstarifs ist bedeutend näher gerückt; das verkennen wir keinen Augenblick. Aber sie kann abgewendet werden, wenn die Linke ihren Abwehrkampf mit der Rücksichtslosigkeit führt, mit der er ihr aufgezwungen wird."

An der Rücksichtslosigkeit der Linken hat allerdings auch kein Mensch gezweifelt. Aber die Mehrheit wird auch nicht im Zweifel darüber sein, daß gegen Rücksichtslosigkeit jede Rücksicht wegfällt. Zunächst wird morgen im Reichstage die zweite Beratung des Tarifgesetzes weitergehen, vor dessen § 2 sie erst steht. Die §§ 3 bis 10 bieten eine Fülle von Stoff für Spezialdiskussionen über Einzelheiten des Zollwesens, und wenn diese erledigt sind, wird man zu den §§ 10a bis 12 gelangen, in denen drei große Meinungsverschiedenheiten zwischen der Kommissionsmehrheit und der Regierung formuliert sind: § 10a enthält das von der Regierung bekämpfte Verbot kommunaler Abgaben auf notwendige Lebensbedürfnisse, § 11a den ebenfalls von ihr bekämpften Zentrumsantrag wegen der Reservierung der Mehrerträge der Lebensmittelzölle für die Arbeiter-Witwen- und Waisen-Versicherung, § 12 die von der Regierung für unannehmbar erklärte Bestimmung, daß der neue Tarif spätestens am 1. Januar 1905 in kraft treten soll, ohne Rücksicht darauf, wie die bis dahin die zollpolitischen Beziehungen zum Auslande sich gestaltet haben. Der § 10a, für den eine Mehrheit aus entgegengesetzten Lagern gestimmt hat, dürfte ohne Mühe zu beseitigen sein. Der § 11a aber ist der Stolz des Zentrums, dessen Durchsetzung behufs Beschwichtigung der katholischen Arbeitermassen offenbar für die Herren Dr. Spahn und Genossen einer der wichtigsten Punkte einer „Verständigung" ist, während sogar die Rechte gegen diesen finanzpolitischen Widersinn gestimmt hat. (Es wird also gar bald zutage treten, wie weit die Verständigungsneigungen des Zentrums und der feinen Konservativen gehen und wie weit die Kompromißverhandlungen gediehen sind.

Die „angebliche" deutsche Einheit.

Unter diesem vielversprechenden Titel läßt sich der Pariser „Rappel" von seinem Berliner Korrespondenten einen Hamburg auftischen, der an die schlimmsten Zeiten französischer Publizistik erinnert. Der Gewährsmann des „Rappel" will nämlich an eine Spannung zwischen dem Berliner Hofe einerseits und den Höfen von München und Karlsruhe anderseits glauben machen. Vermutlich um für seine Märchen größeres Vertrauen zu erwecken, scheidet er dabei die Angelegenheit des bayerischen Generalobersten und des kaiserlichen „Kunsttelegrammes" aus. Dafür aber führt er fort:

„Preußen besteht mehr als je auf der Erwerbung der Eisenbahnen in der Pfalz. Bayern will sie schlechterdings nicht abtreten, denn es hält darauf, Herr seiner Schienenwege zu bleiben... In Berlin ist man bis zu Drohungen gegangen. Eine offiziöse Note gibt sogar zu verstehen, daß Preußen jeden vernichten wird, der sich der Befestigung der Einheit des Reichs entgegenstellt. Diese Drohung richtet sich auch an das Großherzogtum Baden. Trotz seiner Verwandtschaft mit den Hohenzollern zeigt sich der Großherzog seit einiger Zeit weniger gelehrig als gewöhnlich. Der Berliner Hof beargwöhnt die Absichten des Hofes von Karlsruhe. Das Großherzogtum möchte gern Elsaß-Lothringen für sich und sich so zu einem Königreiche umbilden... Vielleicht hat auch die Haltung gewisser süddeutscher Staaten in der Zollfrage dazu beigetragen, die Verstimmung herbeizuführen."

Für deutsche Leser bedarf die vorstehende Darstellung im Grunde genommen keinerlei Berichtigung. So märchenhaft, wie die oben erwähnte offiziöse Berliner Drohnote, ist das Gerede von dem Streben Preußens nach dem Erwerbe der Pfälzischen Eisenbahnen. Gerade der neue preußische Eisenbahnminister nimmt Bayern gegenüber eine überaus entgegenkommende Haltung ein, nicht zuletzt in bezug auf die Bayern so sehr am Herzen liegende Angelegenheit der Main-Kanalisation. Was im „Rappel" von verdächtigen Alpirationen Badens erzählt wird, ist nicht geringerer Schwindel, als der Hinweis auf die angeblich verstimmende Stellungnahme süddeutscher Höfe in der Zollfrage. Die Tendenz, mit der solche Tatarengeschichten dem französischen Leser vorgesetzt werden, erhellt aus der Ueberschrift des Ganzen. Weil es aber in Frankreich immer noch Kreise gibt, die sich durch solche Phantasterein in den Glauben an die Zerbrechlichkeit der deutschen Einheit versetzen lassen, ist es notwendig, die Franzosen auf den Irrtum hinzuweisen, dem sie von tendenziösen Märchenerzählern überantwortet werden. Man erspart so gewissen Leuten eine vielleicht höchst unliebsame Enttäuschung.

Deutschland und Dänemark.

Die leitenden dänischen Blätter widmen nunmehr dem Besuche des Kronprinzen Friedrich am deutschen Kaiserhofe, sowie den möglichen politischen Nachwirkungen dieses Ereignisses längere Betrachtungen, die sich durch das Bestreben auszeichnen, von Preußen Zugeständnisse auf dem Gebiete der Grenzpolitik zu erlangen. Nicht überraschen kann es, wenn die „Nationalitidende", das Hauptorgan der deutschfeindlichen Rechtenpartei, schreibt: „Der Systemwechsel, der eine entscheidende Bedeutung erhalten und den Weg zu einem wirklich guten Verhältniß zwischen Dänemark und Deutschland bahnen soll, wie wir alle wünschen — dieser Systemwechsel muß vor sich gehen in Berlin." Mehr Bedeutung kommt dem Umstande zu, daß auch das der Regierung nahestehende Blatt „Politiken" zwar „Bedingungen" für eine dauernde Annäherung stellt. Es schreibt u. a.:

Die Reise des Kronprinzen ist das Kennzeichen eines Umschlages von nicht geringer Bedeutung. Der Kronprinz ist nicht mit besonderen Absichten nach Berlin gegangen, aber als der Ueberbringer der Wünsche seines Volkes, die auf Frieden und Freundschaft mit Deutschland hinausgehen. Man muß dem Kronprinzen dankbar sein, daß er hierzu in rechter Zeit die Initiative ergriffen hat. Aus der deutschen Presse erkennt man die große Bedeutung der Reise. Man wolle drüben nicht nur freundnachbarliche Beziehungen zu Dänemark pflegen, sondern, nach der Presse zu urteilen, sobald Dänemark sich absolut friedlich stelle, auch das Köller-Regiment in Nordschleswig aufgeben. Mit der Zusage friedlicher Gesinnung räume Dänemark keineswegs ein, daß es auf die Erhaltung dänischer Kultur und Sprache in Nordschleswig verzichte. Im Gegenteil! Die Gleichberechtigung beider Kulturen in Schleswig sei die Grundlage eines dauernden Freundschaftsverhältnisses zwischen beiden Nationen. Die jetzige Verfolgungspolitik in Nordschleswig könne kein Däne billigen; sie müsse ihn empören und jene unfreundliche Stimmung nur nähren, die zu verurteilen Deutschland und Dänemark jetzt anscheinend übereingekommen sind. Mit Beziehung auf die Optantenfrage seien Verhandlungen zwischen beiden Ländern unmöglich. Die Nordschleswiger, deren Presse auf die Optantensache anspiele, müßten hoffen, daß der preußischen Politik die Augen aufgehen würden über die tierische Weise, wie sie dänisch redende Bauern in Nordschleswig behandle. Was dem einen recht, ist dem andern billig. In Deutschland bildeten sich ständig Vereine mit dem Zwecke, das Deutschtum im Auslande zu unterstützen. Da könne man sich auch nicht verwundern, daß sich in Dänemark ein nationales und wirksames Interesse für die Erhaltung dänischer Kultur in Schleswig zeige! Wozu denn diese Verfolgungspolitik? Die Kronprinzenreise sei eine „Politik der ausgestreckten Hand", die für Dänemark den Anbruch einer neuen Periode bedeute. Kaiser Wilhelm habe nicht nur großmütig vergessen, wie wenig würdig ihn einst Kopenhagen empfing, sondern jetzt den Kronprinzen geradezu ausgezeichnet durch Herzlichkeit des Empfanges. In der Verschärfung dänischer Freundschaft schmeichle die deutsche Presse dem kleinen Dänemark. Zurück steht nur ein Punkt: die Unterdrückung dänischer Sprache in Nordschleswig. Hier schaffe man den ruhigen Rechtszustand der Gleichberechtigung beider Kulturen, die auch in der deutschen Presse verlangt werden.

Hierzu ist zu bemerken, daß die „Verfolgungspolitik" sofort eingestellt würde, sobald die zwingenden Gründe, die sie veranlaßt haben, fortfielen. Der Systemwechsel hat sich demgemäß nicht zuerst in Berlin zu vollziehen. Die in Preußen lebenden Dänen mögen ihre Sprache und Kultur erhalten, sofern sie sich rückhaltlos auf den Boden der gegebenen völkerrechtlichen Verhältnisse stellen. Etwas dunkel gehalten sind einige Bemerkungen der in Hadersleben erscheinenden „Schleswigschen Grenzpost" zu dieser Frage, in denen behauptet wird, daß jetzt „offenbar wieder, wie vor drei Jahren bei Beginn der Köllerschen Politik der festen Hand, eine von gewissen deutschen Seiten mit günstigen Augen angesehene dänische Aktion im Gange ist, welche gegen die entschieden deutsche Nordmark-Politik hier in Deutschland selber Stimmung zu machen und sie womöglich lahm zu legen sucht. Namen deutscher Blätter zu nennen, die aufs neue in dieser Richtung beeinflußt zu sein und sie zu fördern scheinen, wird noch später wohl Gelegenheit sein." Was ist, bemerken die „Berl. N. N.", bisher von einer Aenderung der in der Nordmark seit mehreren Jahren angewandten Grundsätze nicht zu Ohren gekommen.

Protest gegen die politische Korruption in Norwegen.

Ueber die Art und Weise, wie unter dem jetzigen radikalen Regiment Norwegens bei der Besetzung öffentlicher Aemter verfahren wird, hat sich vor einigen Tagen abermals der allgemeine Unwille auf eine besonders kräftige Art Luft gemacht. Von dem „Norwegischen Studentenbund" war eine Versammlung einberufen worden, in welcher der Vorsitzende des Vereins, Professor Oskar Jaeger, in einem einstündigen Vortrage alle die zahlreichen, seit Jahren gehörten Anklagen gegen das Ministerium zusammenfaßte. Der Redner nannte seinen Vortrag „Die politische Korruption und die Mittel zu ihrer Hebung". Er begann, wie der „Schlesischen Zeitung" aus Christiania geschrieben wird, mit der Bemerkung, daß er mit dem von ihm gewählten Ausdruck nicht die schlimmste Art der Korruption, die Bestechung mit Geld, meine, die glücklicherweise in Norwegen noch unbekannt wäre. Korruption sei es aber auch, politische Freunde dadurch für ihre Dienste zu belohnen, daß man sie zu bezahlten Mitgliedern von Comités ernenne, in denen sie nichts leisten können, oder ihnen Aemter gebe, denen sie nicht gewachsen seien. So folgten nun zahlreiche Beispiele von Ernennungen, deren manche der Redner als skandalös bezeichnete, wie die Ernennung eines Redakteurs als Direktor der Hypothekenbank oder die Einsetzung eines Comités von vier unfähigen Leuten, welche über die wichtige Frage der Invalidenversicherung einen vollständig unbrauchbaren Gesetzentwurf ausarbeiten sollten, der die Sache auf lange Zeit hinaus verderben müsse. Die Presse habe mit seltener Einigkeit immer und immer wieder dagegen protestiert, aber sie sei machtlos der herrschenden Partei im Storthing gegenüber, die alles mit Stillschweigen durchgehen lasse. Ibsen habe schon vor 20 Jahren geschrieben, die Vornehmheit der Gesinnung sei in Norwegen im Abnehmen, und dies sei leider Wahrheit. Es fehle an Storthing an einer mannhaften Opposition, um die Regierungs- und Storthingsmoral gesund und unverdorben zu erhalten. Nur ein Mittel gebe es gegen die Korruption, und

Feuilleton.

2] **Das Findelkind.**

Roman von Ernst Georgy.

Nachdruck verboten.

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer, die anderen Anwesenden nur stumm durch Verneigen begrüßend.

„Monsieur Antek ist doch ein sehr schöner junger Mann! Gerade wie ihn denke ich mir einen großen Künstler. Der Professor X meint auch, er wird eine Größe ersten Ranges werden!" sagte eine alte Französin.

„Ja, er hat einen bedeutenden Kopf: die grauen Augen und die braunen Locken! Das wirkt so interessant!" rief eine Engländerin entzückt. Alle fanden irgend eine Schönheit an dem jungen Manne zu bewundern. Nur Erna hörte sinnend zu.

Gegen halb sieben Uhr hatte Marta, die Zofe, welche Erna aus Hamburg mitgebracht, die Toilette ihrer jungen Herrin beendet. Auch Frau Schmidt war bereit. So stiegen sie denn leise die Treppe herab. Das ganze Haus schlief. Aber der Wagen der Marquise, der sie abholen sollte, war noch nicht da. — Einige Male waren sie schon vor dem Hause auf und abgewandelt. Endlich wurde es ihnen zu langweilig. Marta, welche die Abendmäntel und eine kleine Reisetasche trug, wurde vor dem Tore als Wache aufgestellt. Sie sollte die Damen herbeiholen, wenn das Fuhrwerk in Sicht kam. — Frau Schmidt und Erna traten durch die kleine Pforte im Staket in das Gelände der Künstler-Kolonie, das von hohen Ahorn- und Kastanienbäumen beschattet war. Neugierig, die Kleider sorglich emporgehoben, schritten sie über den breiten Mittelweg und versuchten, durch Türen und Vorhänge in das Innere der Häuschen zu spähen.

„Schau, hier wohnen also die „Unzertrennlichen!" rief Frau Schmidt und beugte sich zu den beiden Visitenkarten, die mit Reißnägeln an der Tür befestigt waren. „Schade, daß keiner von ihnen hier ist! Sie könnten uns doch einmal ihr Atelier zeigen."

Erna war um das winzige Häuschen herumgegangen. Ihrem scharfen Gehör war es nicht entgangen, daß ein Wasserplätschern plötzlich aufgehört hatte, und daß schnelle, leise Schritte über den knirschenden Kies huschten.

Neben einer Baumgruppe war ein Brunnen. In seinem Becken lagen schmutzig grobe Leinwandlappen, die wohl just frisch angefeuchtet werden sollten. Eine schlanke Jünglingsgestalt in blauer Arbeitsbluse verschwand gerade in einer daneben liegenden Baracke. Das junge Mädchen hatte den Flüchtling bereits erkannt: „Herr Antek, — Herr Antek, — bitte kommen Sie doch und zeigen uns Ihr Atelier!" rief sie ihm laut und in freundlichem Ton an.

Sehr verlegen kam er langsam zum Vorschein. Seine Augen hingen begeistert an der schönen Mädchengestalt, neben der er sich doppelt armselig und proletarierhaft erschien. Seine Ausreden, seine Weigerung wurden nicht angenommen. Er mußte die Damen in sein und Vollrieds Heiligtum einlassen. Die beiden Arbeitsstätten waren durch einen Vorhang getrennt. Der junge Maler hatte sein kleines Reich mit einfachen Mitteln geschmackvoll dekoriert. Erna und ihre Gesellschafterin waren von allem begeistert. Sie stöberten in allen Ecken herum, betrachteten alle die unverkäuflichen kleinen Gemälde und Skizzen. Mit dem Eigensinn der verwöhnten reichen Erbin schichtete Erna eine ganze Reihe Bilder auseinander, die sie „unter allen Umständen" kaufen wollte.

„Diese Sachen wünsche ich zu haben! Bitten Sie also Ihren Freund in meinem Namen, mir den Preis zu bestimmen! Und nun zu Ihnen!" Sie hob den Vorhang und blieb etwas betroffen stehen. Anteks Raum war völlig kahl und unfreundlich. An den Wänden hingen und standen Skizzen, Entwürfe und allerlei Fragmente, die von einer tiefen Kraft, einer machtvollen Wucht zeugten. Fast der ganze Raum war von der lebensgroßen „Kain und Abel"-Gruppe ausgefüllt. Zuerst wirkte die große, weiße Marmormasse in dem engen Gemach beinahe erdrückend. Erst nach mehreren Minuten unterschieden die Augen der Besucherinnen die einzelnen Gestalten. Frau Schmidt wandte sich bald den kleineren Sachen zu. Erna hatte ihr Rehrosa Seidenkleid, das mit weißen Spitzen überzogen war, achtlos fallen lassen. Stumm schaute sie auf die Schöpfung vor sich. Die milde Weichheit des ermordeten Abels, der in den Armen des Bruders hing, die Schlaffheit der toten Glieder neben der sehnigen, lebensvollen Fülle des Mörders erschütterten sie tief. Am meisten packte sie jedoch der Ausdruck in Kains gen Himmel gewandtem Antlitz.

Erna schaute tief erblaßt in dieses Gesicht, auf dem der furchtbare Katastrophe sich schon zeigte. — Sie konnte nicht sprechen, die Worte fehlten ihr. Langsam wandte sie sich dem Schöpfer dieser Menschheits-Tragödie zu. Er stand neben seinem Werke und blickte zu ihr hin, wie ein Verurteilter zu seinem Richter. Halb im Traum, erhob sie langsam die beiden Hände und reichte sie ihm. Er riß die kühlen, weißen Finger mit wilder Kraft, sie heftig preßend, empor und drückte sie gegen seine Brust.

„Nun aber? Erna, Sie —" rief Frau Schmidt erstaunt. Durch diesen Anruf kam das Mädchen zur Besinnung. Ein Ausdruck von Schreck huschte über ihre Züge. Dann lächelte sie, — ihr altes, kühles Lächeln, das dem süßen Mädchengesichtchen alle Holdseligkeit benahm und in Hochmut verwandelte. Sie wollte sprechen; aber noch ehe sie den Mund öffnete, war Ludwig, sie einfach zur Seite schiebend, rücksichtslos an ihr vorübergestürzt und verschwunden.

„Er ist doch ein ungehobelter Barbar, — der junge Mann!" sagte Frau Schmidt lachend.

„Er ist ein großer, großer Künstler!" entgegnete Erna stockend.

Sie war verwirrt und nachdenklich. Ihr schien es, als ob die glühenden, grauen Augen sich noch in die ihren bohrten. Ein fröstelnder Schauer rann ihr den Rücken herab. Sie raffte ihr Kleid und richtete sich auf: „Kommen Sie, hier ist es kühl!"

Hastig verließen sie die Künstler-Kolonie und trafen vor dem Tor auf Marta, die das Warten des Wagens meldete. Sie stiegen ein. Die Zofe reichte dem Kutscher den Handkoffer auf den Bock hinauf. Die beiden Traber zogen an und das Gefährt sauste davon. Die Lebhaftigkeit der Pariser Straßen, das bereits beginnende Volksgewühl zog die Aufmerksamkeit der Fahrenden bald von dem kleinen Erlebnis ab. Sie schauten sich interessiert um, lachten und plauderten. Keine von ihnen dachte noch an Ludwig Antek.

Wie ein Verbrecher war dieser nach etwa einer halben Stunde wieder in seine Werkstatt zurückgekehrt. Müde hatte er sich auf den Holztritt neben seiner Arbeit niedergelassen. Die heiße Stirn gegen den kalten Marmor gelehnt, dämmerte er mit geschlossenen Augen vor sich hin. Seine Phantasie versuchte vergebens, sich den hinreißenden Ausdruck des geliebten Mädchens wieder vorzuzaubern. Aber so bald er das Bild erfaßte, verschwamm es, und nur das herablassende Lächeln schwebte ihm vor. Sie liebte ihn nicht! Sie beachtete seine heiße Leidenschaft nicht, das war ihm klar. Und gequält stöhnte er vor sich hin.

Eine große Gesellschaft war bei der Baronin Enelbs in dem herrlich geschmückten Garten versammelt. Die Lakaien in großroten Livreen servierten gekühlten Champagner, Limonaden und Eis. Auf der Veranda saßen die älteren Herrschaften, alle treue Anhänger der Orleans, beieinander. In den lauschigen Alleen ergingen sich junge Paare in ernstem und heiterem Gespräch. Auf dem Tennisplatz, sowie auf der Kegelbahn waren die Spieler in heißer Kampfeslust in ihre Partien verwickelt, als Erna Volmann und ihre Gesellschafterin in der Equipage die Auffahrt heraufrollten. — Die Kammerfrau half den Damen in der Garderobe, und der Hausmeister geleitete sie durch die eleganten, blumenduftenden Salons auf die Veranda. Die Marquise Charbart, die Schwester der Wirtin, kam ihrem Schützling lebhaft entgegen. Mit der gewinnendsten französischen Liebenswürdigkeit übernahm sie die Vorstellung. Frau Schmidt trat völlig in den Hintergrund. Sie setzte sich zu der englischen Vorleserin der Baronin in eine abseits gelegene Laube und blieb in dieser Gesellschaft während des Festes.

Ernas prächtige Erscheinung, ihre mädchenhafte und doch kokette Toilette erregten einiges Aufsehen. Besonders gefielen den Anwesenden ihre sonnig goldenen, lockigen Haare. In zwei schweren Zöpfen umrahmten sie das schmale, stolze Gesichtchen mit den pechschwarzen, fein gezeichneten Brauen.

In einem kleinen Pavillon, unterhalb der Veranda, saß eine üppige, dunkle Frauengestalt, lässig in den tiefen Gartenstuhl gestreckt. Ein schwarzes Seidenfüllkleid umschloß die vollen Formen; blitzende Flitter, Perlen und Türkisen waren in feinem Rankenwerk über den leichten Stoff gestickt. Den schmalen Ausschnitt am Hals umgab eine doppelte Reihe funkelnder Brillanten, von denen ein zierliches Kettengehänge aus Perlen und Brillanten bis zur Taille herabhing, an dem die gleichfalls funkelnde und glitzernde Stiel-Lorgnette aus Perlmutter befestigt war. Ringe, Armbänder und Haarspangen von seltener Kostbarkeit vervollständigten den Schmuck. Als Frau von Charbart jetzt mit Erna im vollen Lichte der Abendsonne auf den Stufen stand, erhob die Dame sich ein wenig. Sie ergriff das Glas, schaute scharf nach den beiden und machte ein betroffenes Gesicht: „Wer ist die fremde junge Dame?" fragte sie in etwas hartem Französisch. „Bitte, ich möchte sie kennen lernen!"

SLUB
Wir führen Wissen.